

Leseprobe aus:

Kate Pepper

Nur 15 Sekunden



KAPITEL 1

Er hatte hellbraune Augen mit dunkelbraunen Schlieren und grünlichen Sprenkeln darin. Die Augen erkannte ich sofort, noch bevor ich mich an die übrigen Einzelheiten des Gesichts erinnerte. Die grünen Sprenkel traten fast plastisch hervor, wie kleine, schwebende Granitsplitter. Sie machten seine Augen einprägsam, zusammen mit der rechten Pupille, die leicht schräg stand und unabhängig von der Beleuchtung immer etwas erweitert schien. Sobald einem das auffiel, wurde man das Gefühl nicht mehr los, dass er auch ansonsten ein schräger Typ war. Mir war es schon damals auf der Insel aufgefallen, wo er im Fachgeschäft für Bürobedarf die Kopien erledigte. Natürlich verbot ich mir den Gedanken gleich wieder, weil ich mir unfreundlich dabei vorkam. Er war schließlich nur ein junger Mann mit einem beeinträchtigten Auge, der einfache Arbeit verrichtete. Kein Grund, ihn gleich in eine Schublade zu stecken. Er war immer höflich und fleißig gewesen, wenn auch etwas übertrieben freundlich. Seinen Namen kannte ich nicht.

All das fiel mir jetzt schlagartig wieder ein, als ich diese Augen sah, hier an meinem Schreibtisch in der Nachrichtenredaktion, wo der blaue Himmel hinter dem Fenster von einem der benachbarten Wolkenkratzer senkrecht entzweigeschnitten wurde. Es war der zweite Herbst, seit mein Leben mit Hugos Tod aus den Fugen geraten war. Oft fragte

ich mich, ob das wirklich derselbe Himmel sein konnte, den ich auf Martha's Vineyard zurückgelassen hatte. Derselbe Himmel, unter dem ich fünfzehn Jahre lang gutbehütet gelebt, Erfahrungen gesammelt, ein angenehmes Leben geführt, Karriere als Journalistin gemacht und die wunderbaren Freuden der Mutterschaft und einer glücklichen Ehe erfahren hatte. Ich war einfach nicht in der Lage gewesen, meinen Mann dort zu begraben und danach selbst weiter auf der Insel zu bleiben. Ich hatte es versucht und festgestellt, dass es unmöglich war: Alles war viel zu offen dort. Hier, in New York, bremsten zahllose Grenzen die emotionalen Schwindelzustände, die so ein unerwarteter Verlust nach sich zieht.

Er stand vor meinem Schreibtisch und lächelte mich an, als hätte er eine längst verlorengedachte Freundin wiedergefunden.

«Darcy!»

Er kannte also offensichtlich meinen Namen.

«Arbeiten Sie auch hier?», fragte er.

«Ja.» Ich nickte. «Bei der Lokalredaktion. Ich bin für den neuen Umweltschwerpunkt zuständig. Und Sie?»

«Poststelle. Heute ist mein erster Tag. Ich glaube, das ist ein ganz guter Ausgangspunkt, um irgendwie weiterzukommen. Sie wissen schon, zur richtigen Zeit am richtigen Ort und so. Ich will Journalist werden, wie Sie. Zu Hause habe ich immer alle Ihre Artikel in der *Gazette* gelesen. Sie schreiben wirklich wahnsinnig gut, Darcy.»

Jetzt hatte er schon zum zweiten Mal meinen Vornamen verwendet. Als würden wir uns kennen. Als hätten wir uns ganz offiziell vorgestellt. War das so? Hatten wir uns vor dem Kopierer auf der Insel unterhalten? Hatte ich seinen Namen nur vergessen, oder hatte ich ihn mir vielleicht gar nicht erst gemerkt? Ich nickte, lächelte und kam mir ziem-

lich gemein und blöd vor, bis ich schließlich eine lahme Entschuldigung zustande brachte.

«Tut mir sehr leid, aber ich habe wohl Ihren Namen vergessen.»

«Wir haben uns ja auch nie offiziell vorgestellt. Ich bin Joe Coffin.»

Ich gab ihm die Hand. «Hallo, Joe. Freut mich, Sie kennenzulernen. Das ist ja wirklich nett. Ich habe niemanden mehr von der Insel getroffen, seit wir dort weggezogen sind. Sie fehlt mir richtig.»

«Mir nicht. Ich habe mein ganzes Leben da verbracht, für mich ist es irgendwie befreiend, endlich in Amerika zu sein.»

Amerika: So nannten die Inselbewohner das Festland, und der Name umfasste den ganzen Rest des Landes von Cape Cod bis nach Kalifornien. So abgetrennt, einmalig und isoliert fühlte man sich, wenn man nur lange genug auf Martha's Vineyard lebte.

«Und, sind Sie einer von den sagemumwobenen Coffins?» Der Name gehörte zu den ältesten der Insel, er ließ sich über Jahrhunderte zurückverfolgen, man sah ihn überall, auf Straßenschildern und auf Briefkästen. Hugos Nachname, Mayhew, war auch so ein allgegenwärtiger Inselname, doch als wir dort hinzogen, waren längst keine Verbindungen mehr festzustellen.

«Kann man so sagen. Es ist der Name meiner Mutter, sie hat aber nur wenig Kontakt zu den anderen. Und Sie? Sie sind doch eine Mayhew ...»

«Mein Mann war der Mayhew. Er hat ein bisschen Familienforschung betrieben, aber keine Verbindungen zu Inselbewohnern feststellen können. Sein Familienzweig kam offenbar erst später dazu und hat sich weiter nördlich angesiedelt, in Plymouth.»

«Ihr Mann, klar. Dann sind wir wohl nicht entfernt ver-

wandt. Früher hat es ja wohl viele Ehen zwischen Coffins und Mayhews gegeben.»

«Nein, keine Chance auf entfernte Verwandtschaft.»

Ich konnte nicht recht sagen, ob ihn das nun enttäuschte oder freute . . . und einen Moment lang fragte ich mich auch, was das überhaupt für eine Rolle spielte.

«Wissen Sie was?», begann er, und während er seinen Vorschlag formulierte, stand mir die Erinnerung plötzlich wieder ganz klar vor Augen. Genau so nachdenklich hatte ich ihn schon einmal gesehen, und jetzt fiel es mir wieder ein. «Ich habe alle Ihre Artikel gelesen»: Das hatte er schon damals zu mir gesagt, als er mir meine sortierten Kopien reichte, in dem Laden auf der Insel, *Martha's Ships, Clips & Copy Cats*, ein mit gelben Schindeln verkleidetes Haus, das zum einzigen Fachgeschäft für Bürobedarf weit und breit umfunktioniert worden war. «Später will ich auch mal Journalist werden.» Er hatte mir seine Pläne also schon einmal anvertraut, und ich hatte nicht weiter darüber nachgedacht, es nicht einmal richtig zur Kenntnis genommen. Ich war zu dieser Zeit vollauf damit beschäftigt, Ehefrau und Mutter zu sein und als freie Journalistin für die *Gazette* zu arbeiten. Und nachdem ich den Preis für meine Artikelserie über die geplante Windfarm an der Küste von Nantucket gewonnen hatte, war noch viel mehr zu tun. Ich schrieb für andere Zeitungen und knüpfte die Kontakte, die mich schließlich hierher, zur *New York Times*, geführt hatten. Ich hatte diesem eifrigen jungen Mann kaum zugehört, als er sich an mich gewandt hatte, ich hatte mir kein bisschen Zeit für ihn genommen. Nun stand er wieder vor mir, mit genau der gleichen Miene. Manche Dinge sind einfach Schicksal. Diesmal würde ich ihm zuhören.

«Gehen wir doch zusammen Mittag essen», schlug er vor.

«Sicher, warum nicht?»

«Es ist so schön heute. Wir könnten uns irgendwo ein Sandwich holen und uns nach draußen setzen.»

Ich wollte schon protestieren: *Nein, heute nicht!*, wollte Abgaben und Zeitmangel vorschützen und irgendwelche Nachmittagstermine meines Sohnes, die mich daran hindern würden, später noch weiterzuarbeiten. Aber gerade an diesem Tag hatte ich tatsächlich nichts Dringendes im Terminkalender stehen. Im Gegenteil, es war der ideale Zeitpunkt für eine längere Mittagspause. Ich wartete auf Antwortmails und Rückrufe zu ein paar Reportagen, an denen ich dran war: neue Informationen zu den riskanten Wiederbelebungsplänen des Gowanus-Kanals in Brooklyn, einen neuen Interviewtermin mit dem stellvertretenden Bürgermeister, bei dem es um die städtischen Bemühungen gehen sollte, den Autoverkehr und damit den Abgasausstoß im Geschäftsviertel von Manhattan einzuschränken. Und ich erwartete neue Rückmeldungen über den Beginn der Säuberungsarbeiten auf einem Grundstück mitten in Brooklyn, dem ehemaligen Standort einer kleinen Chemiefabrik, das jetzt in das gewaltige Atlantic-Yards-Projekt eingehen sollte. Ein Projekt, für das bereits Hunderten von privaten und betrieblichen Anrainern ihr Besitz auf der Grundlage des Enteignungsgesetzes entzogen worden war. Atlantic Yards war ein höchst umstrittenes städtisches Großbauprojekt, es berichteten bereits mehr als genügend Reporter darüber. Ich hatte den Auftrag, mich auf den Umweltaspekt und die Säuberungsarbeiten auf diesem einen leeren Baugrundstück zu konzentrieren; vermutlich würden maximal zwei Artikel dabei herausspringen. Für mich bestand dieser Tag also im Wesentlichen aus Bohrarbeiten, wie ich das nannte: Wie bei der Ölförderung nahm man hier und da Probebohrungen vor und wartete ab, was dabei herauskam. Es waren alles in allem relativ kleine Aufgaben, die die *Times* mir übertragen

hatte, um das Stehvermögen ihrer neuesten Errungenschaft zu testen. Ich mochte zwar eine preisgekrönte Journalistin sein, aber ich war und blieb doch eine ehemalige Freie, die in diese heiligen Hallen eingelassen worden war. Ich musste mich erst mal bewähren. Und während ich so unter ständiger Beobachtung an den mir zugewiesenen Artikeln arbeitete, hielt ich natürlich selbst nach einer Story Ausschau, die sich wirklich lohnen würde.

Aber heute hatte ich beim besten Willen keinen Termin- druck. Nichts hinderte mich daran, meine Mittagspause mit Joe zu verbringen – ich hatte nur einfach keine rechte Lust dazu. Aber schließlich hatte ich ihm schon einmal nicht zugehört, schon einmal menschlich versagt, deshalb würde ich es tun.

«Klingt gut», sagte ich. «Dann treffen wir uns um eins unten am Empfang.»

Joe strahlte, und ich hätte schwören können, dass er vor Erstaunen die Augen aufriss. *Süßer Junge*, dachte ich mir. Ich schätzte ihn auf etwa zwei- oder dreiundzwanzig. Mit meinen neununddreißig Jahren war ich zwar noch nicht ganz alt genug, um seine Mutter zu sein, aber doch deren jüngere Schwester.

«Ich erwarte Sie», sagte er.

Und das tat er auch. Als ich mit fünf Minuten Verspätung hinunter in die Eingangshalle kam, lehnte er direkt neben dem Tisch des Sicherheitsbeamten an der Wand. Sobald er mich entdeckt hatte, kam er lächelnd auf mich zu. Er war ein sympathischer junger Mann: helle Haut, dunkelbraunes Haar und dazu diese einprägsamen Augen. Obwohl er kaum größer war als ich, strahlte er doch eine Energie aus, fast eine Art Charme, der die mangelnde Körpergröße wettmachte und ihn größer erscheinen ließ, als er war, bis man direkt neben ihm stand.

Auf dem Weg nach draußen wollte er sich bei mir einhängen, doch ich entzog ihm meinen Arm, indem ich gerade noch durch einen Spalt in die Drehtür schlüpfte und er gezwungen war, in das Abteil hinter mir zu gehen. Ich nahm diese viel zu vertrauliche Geste als Zeichen seiner Unreife. Draußen auf der Straße hielt ich ganz bewusst Abstand zu ihm.

Was immer die Leute auch behaupten: Wenn man einen Mann und eine Frau zusammen sieht, geht man erst mal automatisch davon aus, dass es sich um ein Date handelt oder zumindest eins werden könnte. Unsere Verabredung war natürlich nichts dergleichen. Trotzdem war mir klar, wie wir auf Kollegen wirken würden, die uns zufällig begegneten. Bei dem Gedanken wurde mir ganz anders. Ein Date! Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass ich überhaupt je wieder in die Verlegenheit kommen würde, mich mit Männern zu verabreden. Aber ich war inzwischen seit neunzehn Monaten Witwe, und langsam zermürbte mich die Einsamkeit. Ich hatte mich längst damit abgefunden, dass ich Hugo nicht ersetzen konnte. Hugo, den ich geliebt hatte, immer noch liebte und immer lieben würde. Aber ich war einigermaßen jung und hatte vermutlich noch mein halbes Leben vor mir. Selbst mein Sohn Ben redete mir schon ins Gewissen, mich «ranzuhalten», wie er das ausdrückte. Er hatte sogar die offenkundige Anziehung zwischen mir und seinem Kunstlehrer Rich, einem geschiedenen Vater, bemerkt und unser gegenseitiges Interesse dadurch befördert, dass er dem Lehrer beiläufig erzählte, seine Mutter habe als «Single» abends ja immer ziemlich viel Zeit. Dabei hatte ich eigentlich kaum Zeit: Ich hatte Ben, und ich hatte meine Arbeit. Nur meinem Sohn zuliebe hatte ich Richs Einladung angenommen und mich mit ihm zu einer Art «Arbeitsessen» zwischen Mutter und Lehrer getroffen, wie ich das

definierte. Und dann zu einem weiteren. Je öfter ich Rich sah, desto sympathischer fand ich ihn. Mehr war da nicht. Und darauf beschränkte sich mein derzeitiges Privatleben auch schon.

Was Joe betraf, so hoffte ich inständig, dass er unser gemeinsames Mittagessen nicht als Date betrachten würde. Dafür sprach das Unterhaken allerdings durchaus. Aber ich konnte mich doch unmöglich für einen so viel jüngeren Mann interessieren. Außerdem war es schlicht anmaßend, sich in der Eingangshalle unseres gemeinsamen Arbeitgebers bei mir einzuhaken. Mein Ärger darüber wuchs, als wir die mittäglich belebte 43rd Street entlang zum Deli an der Ecke gingen. Aber ich wollte ihn nicht vor den Kopf stoßen und zeigte nicht, wie verärgert ich war.

Wir betraten das belebte Lokal und stellten uns an der Theke an. «Das ist mein Lieblingsladen», erklärte ich. Und wie um mich zu bestätigen, hob Brian hinter der Theke den Kopf und zwinkerte mir zu.

«Roggenbrot mit Thunfisch, Tomate und Salat?», fragte er. Das nahm ich immer, wenn ich am Schreibtisch zu Mittag aß. Mit anderen Worten: fast täglich.

«Ganz genau.»

«Und für Ihren Freund?»

Ich unterdrückte den Impuls klarzustellen, dass Joe keineswegs mein Freund war.

«Das Gleiche», sagte Joe. Dann fragte er mich: «Und was trinken wir zu diesem wunderbaren Sandwich?»

«Also, *ich* trinke Grapefruitsaft.» Ich machte einen Schritt zur Seite und nahm mir eine Packung aus dem Kühlregal.

«Würden Sie mir auch einen mitbringen?»

Ich reichte Joe seine Saftpackung und trat wieder neben ihn in die Schlange. Seine Unsicherheit störte mich: Er bestellte das Gleiche wie ich, war in allem meiner Meinung.

Aber ich wollte die Situation nicht noch unangenehmer machen, als sie ohnehin schon war, und behielt auch das für mich.

«Sie waren ja heute Morgen gar nicht da», sagte Brian zu mir, während er Joe die eingewickelten Brote reichte.

«Ich habe ausnahmsweise mal zu Hause mit meinem Sohn gefrühstückt.»

«Mohnbagel mit Schnittlauchfrischkäse und einen normalen Kaffee!»

«Zu Hause esse ich ehrlich gesagt meistens Müsli.»

Joe schob erwartungsvoll den Kopf vor, als lauerte er darauf, noch mehr zu erfahren, vielleicht welche Sorte Müsli ich zu Hause aß. Die Schlange hinter uns wurde immer länger. Ich ging mit den Getränken zur Kasse. Joe legte die Sandwiches dazu und zückte sein Portemonnaie bereits, während ich noch meines hervorkramte.

«Ich lade Sie ein», sagte er.

«Danke, aber das kommt überhaupt nicht in Frage.» Ich gab der KassiererIn einen Zehn-Dollar-Schein. «Wir zahlen getrennt.»

«Dann eben beim nächsten Mal», sagte Joe. Ich wollte ihm vor der KassiererIn nicht widersprechen. Am Ende fühlte er sich noch gedemütigt, weil ich viel mehr verdiente als er und mich ganz sicher nie «richtig» mit ihm verabreden würde. Ich weiß nicht, warum ich mir überhaupt Gedanken über die Gefühle dieses Jungen machte. Vermutlich ein geschlechtsspezifischer Reflex. Wie die meisten Frauen war auch ich dazu erzogen worden, immer das nette Mädchen zu spielen, und offensichtlich nicht in der Lage, mir das wieder abzugewöhnen.

Wir gingen ein paar Straßen weiter zum Bryant Park und plauderten auf dem Weg dorthin. Es war Oktober, draußen wurde es zunehmend kühler. Bald würde der Herbst dem

Winter weichen. Bis vor kurzem hatte ich mich noch darauf gefreut, mich geradezu nach der Kälte und den langen, dunklen Abenden gesehnt, an denen ich mich wie in eine Höhle zurückziehen wollte. Der Winter war die Jahreszeit, zu der man sich nach Herzenslust seiner Einsamkeit hingeben konnte; die sonnigen Verlockungen von Frühling, Sommer und Herbst hingegen waren schwierig, fast schon belastend, wenn man unglücklich war. Die ersten Jahreszeitenwechsel ohne Hugo waren eine Qual für mich gewesen. Jetzt, beim zweiten Mal, hatte der Schmerz schon ein wenig nachgelassen, doch er war immer noch da. Ich hatte wieder an Kraft gewonnen; trotzdem hatte ich den Härten eines weiteren einsamen Winters erwartungsvoll entgegengesehen. Und sei es nur, um mir selbst zu beweisen, dass ich zäh genug war, alleine mit dem Leben als Witwe fertig zu werden. Ich hatte mich dieser neuen Herausforderung stellen wollen, hatte sie förmlich herbeigewünscht – bis mich der Umzug nach New York und die Begegnung mit Rich wachgerüttelt hatten.

«Wie gefällt es Ihnen denn hier?», fragte ich Joe.

«Ganz gut, glaube ich. Es ist alles noch sehr neu. Wahrscheinlich braucht man einfach eine Weile, um sich an einem neuen Ort einzuleben.»

«Ich dachte, Sie sind froh, in Amerika zu sein.»

«Bin ich auch. Keine Frage. Es ist nur einfach alles ganz anders, das lerne ich erst so nach und nach. Wie ist es denn mit Ihnen?»

«Ich bin hier aufgewachsen», erzählte ich ihm. «Ein wichtiger Grund für meinen Umzug war, dass meine Mutter noch hier lebt.»

«Wohnen Sie bei ihr?»

Ich hätte fast losgelacht, schließlich wohnte ich seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr bei meiner Mutter. «Nein.

Sie ist in einem Heim für Alzheimerpatienten in der Upper West Side.»

«Das tut mir leid.»

«Vermissen Ihre Eltern Sie denn nicht auf der Insel?»

«Meine Mutter schon. Meinen Vater kenne ich gar nicht.»

«Haben Sie noch Geschwister?»

«Nein. Ich war immer mit meiner Mutter allein.» Er brach ab, und ich wurde neugierig, fragte aber nicht weiter nach.

«Ich auch», sagte ich. «Zumindest, seit ich neun bin.»

Joe sah mich an und wartete offenbar auf weitere Erklärungen. Als ich neun Jahre alt war, hatte mein Vater Karl sich das Leben genommen. Er war aus dem Fenster seines Büros gesprungen, mitten in Manhattan. Er war ein wunderbarer Mensch gewesen, Kreativdirektor einer Werbeagentur, erfolgreich, beliebt und vermögend. Vor allem aber hatte er als Kind den Holocaust überlebt. Im Konzentrationslager war er meiner Mutter zum ersten Mal begegnet: Er hob Gräber aus für die Toten, sie stopfte und bügelte für die Frau des Lagerkommandanten. Die Narben aus jener Zeit waren tief und so schmerzlich, dass mein Vater zeit seines Lebens unter ihnen litt. Er beschloss, dem Schmerz und dem Lärmen der Erinnerungen ein für alle Mal Einhalt zu gebieten. Meine Mutter Eva und ich konnten bei aller Trauer verstehen, was ihn zu diesem furchtbaren Schritt getrieben hatte. «Er wollte sie einfach nicht mehr hören», sagte meine Mutter zu mir, und dabei beschrieb sie mit beiden Händen einen Kreis um ihren Kopf, eine Geste, die mir sehr vertraut war und für die «Stimmen» stand. Damals versprach sie mir auch, dass sie selbst einen solchen Schritt niemals tun würde. Sie würde mich nie, niemals verlassen. Meine Mutter war eine starke Frau, und ich zweifelte keinen

Moment an ihren Worten. Wir zogen von New Jersey nach Brooklyn – so wie auch ich es später als Witwe mit meinem einzigen Kind machen sollte – und fingen ein neues Leben an. Meine Mutter arbeitete viele Jahre lang in der Bekleidungsbranche und nähte Couture-Brautkleider. Noch heute sehe ich ihre beweglichen Finger, wie sie nacheinander winzige Perlen auf hauchdünne Nadeln auffädeln. Ich wuchs zu einer ganz normalen jungen Amerikanerin heran, so fleißig und optimistisch, wie es nur Einwandererkinder sein können. Jetzt waren wir wieder vereint, hier in der Stadt des Neuanfangs.

Aber das alles ging Joe wahrhaftig nichts an.

«Mein Vater ist früh gestorben», sagte ich, ohne es weiter auszuführen.

An der Sixth Avenue bogen wir in den Park ein, wo es bei diesem schönen Wetter recht voll war. Die Leute saßen auf dem runden Brunnenrand, und es dauerte ein paar Minuten, bis wir auf der großen Wiese einen Platz fanden. Joe zog seine Jeansjacke aus und legte sie ins Gras, damit ich mich darauf setzen konnte. Ich fand diese Geste ebenso rührend wie überflüssig. Nicht einmal mein geliebter, überaus aufmerksamer Mann hatte so etwas je für mich getan. Allerdings fand ich es durchaus nett, damit vor Grasflecken auf dem Rock geschützt zu sein. Ich zog die Beine an den Körper und legte mein Sandwich auf meinem Schoß zurecht. Dann biss ich hungrig hinein.

«Und wo wohnen Sie jetzt?», fragte Joe.

«Brooklyn», antwortete ich mit halbvollem Mund.

«Mich hat so ein Immobilienfuzzi nach Washington Heights verfrachtet, aber ich glaube, ich ziehe bald wieder um.»

«Haben Sie denn keinen Mietvertrag?»

«Doch, aber die Vermieterin ist eine ganz liebe alte

Dame, die löst den Vertrag bestimmt wieder auf, wenn ich sie darum bitte. Wo genau in Brooklyn wohnen Sie denn?»

«In Boerum Hill. Wir haben eine Doppelhaushälfte mit großem Garten, wirklich sehr schön. Und gut für meinen Sohn.» Ich fing eine eingelegte Gurkenscheibe auf, die aus dem Wachspapier um mein Sandwich gerutscht war, und steckte sie in den Mund.

«Irgendwann will ich auch mal Kinder haben.» Joes Lächeln wirkte schneeweiß im Sonnenlicht, doch weiter hinten entdeckte ich einen Zahn, der dunkel und faul aussah. Vielleicht war es auch einfach eine Zahnlücke. Als Reporterin war ich darauf gedrillt, aus kleinen Details Geschichten herauszulesen. An Joes Mund konnte ich erkennen, dass er in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, auf einer Insel, deren Wirtschaftswachstum, wie ich aus eigener Erfahrung wusste, von Tourismus und Luxusimmobilien bestimmt wurde. Wenn man dort lebte und keine besondere Ausbildung oder Fähigkeit besaß, schlug man sich eher schlecht als recht durch. Joe hatte ja bereits erzählt, dass er das Kind einer alleinstehenden Frau war; jetzt wusste ich auch, dass sie sich keine Zahnbehandlung leisten konnten, zumindest nicht für den Teil des Mundes, den man nicht unmittelbar sah. «Aber erst», fuhr Joe fort, «will ich mich auf meine Karriere konzentrieren.»

«Gute Entscheidung. Sie sind ja noch jung. Basteln Sie an Ihrer Karriere, suchen Sie sich einen guten Job, dann können Sie immer noch eine Familie gründen.»

«So haben Sie das auch gemacht, stimmt's?»

«Nein, eher nicht.» Ich musste lächeln, als ich daran zurückdachte. «Hugo hatte gerade sein Jurastudium fertig, als Ben sich anmeldete, und ich hatte noch nicht mal angefangen, als freie Journalistin zu arbeiten. Aber irgendwie ist dann doch noch alles gutgegangen. Zumindest eine Zeit-

lang.» Ich schloss kurz die Augen und sah dann direkt in die Sonne, um selbst den leisesten Anflug von Tränen schnell trocknen zu lassen.

Joe beugte sich vor. «Es tut mir so leid, dass Sie Ihren Mann verloren haben. Das tut mir wirklich furchtbar leid.»

«Sie können ja nichts dafür.» Ich biss in mein Sandwich, kaute und schluckte mehr oder weniger mechanisch, gegen mein inneres Gefühl. Mein Hunger war verschwunden. «Wahrscheinlich haben Sie es auch in der *Gazette* gelesen.»

Er nickte. «Das hat bestimmt jeder gelesen. Es stand ja auf der Titelseite.»

Natürlich. Als Anwalt für Umweltrecht mit einer Kanzlei auf Martha's Vineyard hatte Hugo Mayhew sich einen Namen gemacht. Anfangs kamen seine Klienten fast nur von Cape Cod oder aus Boston, am Ende dann aus aller Herren Länder. Er war noch keine vierzig gewesen, nicht nur ein geschätzter Bürger der Insel, sondern der ganzen Welt (und natürlich der ganz besondere Schatz meines Herzens). Sein Tod war vielen sehr nahegegangen. Schon als er noch lebte, hatten Ben und ich genug über seine Arbeit gewusst, um stolz auf ihn zu sein, und mich hatte er dazu inspiriert, über Umweltthemen zu schreiben. Doch erst nach seinem Tod wurde uns das ganze Ausmaß seiner Leistungen richtig klar. Jahrelang hatte Hugo sich als Fürsprecher der Umwelt engagiert, bis der Rest der Welt seiner Vision schließlich zu folgen begann. Und als es endlich so weit war, schwamm er ganz oben auf der Welle mit. Ich fragte mich häufig, ob er, hätte er weitergelebt, nicht irgendwann einen hohen Regierungsposten bekleidet und großen Einfluss auf die Ausrichtung unseres Landes in Umweltfragen genommen hätte. Aber er hatte nicht weitergelebt. Er war tot. Unterwegs, um Ben von seinem Freund abzuholen und anschließend zusammen mit ihm nach Hause zum Abendessen zu kommen,

hatte er in einer unübersichtlichen Kurve die Kontrolle über seinen Wagen verloren. Wegen seiner Prominenz gab es nach dem Unfall eine gerichtliche Untersuchung, doch das war reine Formsache. Menschen kamen nun mal bei Autounfällen ums Leben, so etwas passierte. Man hatte mir erzählt, sein Nachruf sei nicht nur auf der Titelseite der *Vineyard Gazette* erschienen, sondern auch in allen großen Zeitungen weltweit. Ich selbst hatte es nicht fertiggebracht, ihn zu lesen.

Hugo und ich hatten uns in Boston kennengelernt, als wir beide mit dem College fertig waren und er kurz davor stand, sein Jurastudium aufzunehmen. Wir nannten diese Zeit unseren «Spaßsommer», der einzige Abschnitt unseres gemeinsamen Lebens, als wir völlig frei und ungebunden waren. Wir schliefen lange, machten Ausflüge, wenn uns gerade danach war, verträdelten ganze Nachmittage. Eigentlich war ich in jenem Sommer auf Arbeitssuche, allerdings nicht mit dem nötigen Eifer, denn ich war vollauf damit beschäftigt, mich in Hugo zu verlieben. Wir sahen uns damals sehr ähnlich mit unserem leicht olivfarbenen Teint, den hellbraunen Augen, dem dichten rotbraunen Haar. Von Anfang an schienen wir ganz selbstverständlich zusammenzugehören, er und ich. Wir mochten dieselben Dinge: Reisen, endlose Spaziergänge, Tischtennis, Margaritas am heißen Strand, Milch und Kekse vor dem Schlafengehen, Wanderungen, Sex am Morgen. Während seines Jurastudiums lebten wir bereits zusammen, und ich stolperte von Job zu Job. Nach unserer Hochzeit ließen wir uns auf der Insel nieder, und Hugo eröffnete, allen Unkenrufen zum Trotz, seine Anwaltskanzlei. Ich entdeckte meine Berufung zur Journalistin erst, als Ben schon auf der Welt war und in den Kindergarten ging. Anfangs wagte ich mich nur in kleinen Schritten vorwärts, aber ich hatte ein Gespür für gute Themen

und eine ganze Menge Glück. Das flexible Dasein der Freiberuflerin gefiel mir, ich arbeitete gerne zu Hause. Nie hätte ich mir damals vorstellen können, wieder in New York zu sein und für die *Times* zu schreiben. Und nie, niemals, hätte ich mir ein Leben ohne Hugo vorstellen können.

«Haben Sie denn eine Freundin?», fragte ich Joe, um das Thema zu wechseln.

Er wurde rot. «Ja, schon. Oder nein, eigentlich nicht. Aber ich hätte gern eine.»

«Keine Sorge, das kommt schon noch.» Er war wirklich süß. Seine Hoffnungen erinnerten mich an die Euphorie jener Zeit, wenn man als junger Mensch gerade erst beginnt, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

«Also, was ich mir überlegt hatte», sagte Joe, während über uns ein paar Wolken aufzogen, die kurz darauf wieder verschwanden, sodass uns die Sonne nun umso stärker ins Gesicht schien. Ich beschirmte die Augen mit der flachen Hand, doch Joe blieb ganz ruhig sitzen, ohne sich an Hitze und Helligkeit zu stören. Die Pupille seines linken Auges zog sich in der grellen Sonne auf die Größe eines Stecknadelkopfes zusammen, die rechte, leicht verschobene blieb erweitert. «Vielleicht könnten Sie mich ja für das Praktikantenprogramm der *Times* empfehlen? Natürlich nur, wenn Sie das auch selber wollen. Ich weiß, wie schwierig es ist, da reinzukommen.»

«Natürlich, wenn das geht. Ich werde mich erkundigen, wie es funktioniert. Dafür müsste ich allerdings erst etwas von Ihnen lesen. Haben Sie irgendwelche Probetexte?»

«Klar. Ich schicke Ihnen etwas.»

«Warten Sie, ich gebe Ihnen meine Mailadresse.» Ich wickelte mein halb gegessenes Sandwich wieder in das Wachspapier, griff nach meiner Handtasche und suchte darin nach dem Visitenkartenetui.